Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

178 (2.8.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Knapp vor Feierabend

Es ging hart auf Feierabend, und die Schuppenarbeiter, die mit Hilfe der Drehlaufkräne noch ein paar unhandliche Kolli für das ladende Schiff auf die Hunde setzten, freuten sich über das sonnige Wochenende, das sie bald im Kreise ihrer Familie oder guter Freunde verleben wollten.

Ihre Vorfreude wurde jäh gestört, als plötzlich vier bis fünf wuchtige Schläge gegen die eiserne Sanitätsalarmtafel schrill durch den Schuppen hallten. Ein ernster Unfall — —? Unruhe beschlich die erschreckt aufhorchenden Arbeiter.

Da liefen auch schon die Sanitäter mit dem Krankenkorbe nach der Wasserseite. Auf dem Schiffe war jemand zu Schaden gekommen.

Schnell drehte der Kran den Korb in den Schacht. Nach wenigen bangen Augenblicken förderte er einen verunglückten Schauermann zu Tage.

Die Sanitäter landeten den Korb behutsam auf dem Deck und betteten den innerlich Verletzten, den ein hochschnellendes Bohlenstück beim Landen der letzten Kiste am Kopfe getroffen hatte, noch etwas sorgsamer, bevor der Kran ihn an Land brachte.

Bleich, mit hilfesuchendem Blicke, mit den Händen immer wieder verzweifelt nach dem Kopfe greifend, lag der Schauermann in dem Korbe. Vorsichtig trug man den leise Wimmernden in den Schuppen. Auf das Läuten der Glocke, das den Arbeitsschluß anzeigte, und das sonst eine gewisse Eile und Fröhlichkeit auslöste, achtete kaum jemand. Nur zögernd und in bedrückter Stimmung verließen die Arbeiter den Schuppen.

Der benachrichtigte Arzt des ladenden Passagierschiffes, der bereitwillig kam und mit geübtem Blicke den bedenklichen Zustand des Verunglückten erkannt, gab ihm ohne langes Besinnen eine Morphiumspritze. Dann ließ er ihn in das Krankenauto schaffen, das inzwischen am Schuppeneingang vorgefahren war. — —

Irgendwo in einer kleinen Mietswohnung der Stadt aber wartete an diesem Abend eine Frau mit ihren Kindern und horchte vergeblich auf den wohlbekannten Schritt ihres Mannes.

Ernst Riedinger.

Dritter Klasse auf italienischem Schiff

Um zehn Uhr sollte das Schiff abgehen, das mich von Genua nach Neapel bringen würde. Ein Posten im Schwarzhemd und glänzenden Stahlhelm kontrolliert meine Karte. Dann darf ich in das neue, moderne Kaigebäude der Compagnia Italiano Transatlantico, kurz „Citra" genannt, eintreten. „Giuseppe Mazzini" heißt der Dampfer. Wohlan, unter dem Namen dieses stolzen italienischen Freiheitskämpfers wollen wir losfahren. Aber der kombinierte Passagier- und Frachtkahn hat es gar nicht so eilig. Vorläufig sind die Ladeluken noch offen. Die Arbeiter dirigieren den Kran mit viel Geschrei in die richtige Richtung, und die nervös gewordenen Expedienten warten mit langen Listen, bis ihre Ware gut verstaut ist. Ich selbst irre auf Deck herum und suche nach einem Raume der dritten Klasse, auf die meine billige Fahrkarte lautet. Der Steward am Eingange hatte mich mit den Worten „Terza Classa" nur nach dem Vorderdeck gewiesen. Aber dort waren nur Mannschaftsräume und offene Ladeplätze. Die Matrosen sprechen nur italienisch, wovon ich kaum ein paar Brocken verstehe. So habe ich mich schon mehrmals aus der zweiten Klasse hinauswerfen lassen und dabei immer achselzuckend meine Fahrkarte gezeigt, in der Hoffnung, sie würde mir den Weg in die niedrigste soziale Stufe der Passagiere zeigen. Doch ich wurde lediglich an die freie Luft gesetzt und konnte dabei gerade noch die Abfahrt aus dem blinkenden Hafen beobachten.

Langsam aber werde ich mißtrauisch. Man hat mir doch Betten versprochen. Ist das alles gelogen, und soll ich auf dem zwar reizvollen, aber doch harten und kalten Deck übernachten? Endlich, nachdem alles andere schon zur Ruhe gegangen ist, finde ich vor den Kabinen der Trimmer und Heizer ein Schild „Männerabteil dritter Klasse", das auf eine Treppe weist, die provisorisch mit Stricken zusammengebunden ist und in den Laderaum hinunterführt. Und richtig: zwischen Kisten und Säcken sind hier zwei Räume abgeteilt, in denen eiserne Feldbetten stehen, die mit dünnen Strohsäcken gefüllt sind. Wenn sich kein Ungeziefer einstellt, ist alles gut. Mit mir teilen ein paar andere junge Männer den Raum, die ich morgen noch gar nicht gesehen habe. Sehr vertrauenerweckend sehen sie nicht aus. Bei ihrem Gepäck liegen Tropenhelme und andere Afrika-Requisiten. Pioniere des faschistischen Imperialismus. Ein leises „Buona sera" („Gute Nacht"); dann lege ich mich angezogen auf die Pritsche. Die Ankerwinde, die sich direkt über unsern Köpfen befinden muß, weckt mich nochmals aus dem Halbschlaf. Dann aber ist Ruhe und bleierne Schwüle.

Am nächsten Morgen sind wir in Livorno. Es wird wieder Fracht eingenommen, und deshalb ist unser Eingang versperrt. Wer hinauf will, muß unter Lebensgefahr an einer senkrechten Leiter emporklettern. Mich treibt der Hunger. Gestern abend habe ich schon nichts gegessen, da man mich nicht in den Speisesaal gelassen hat. Auch jetzt ist das aussichtslos. So schlüpfe ich in die Kombüse des Mannschaftskoches, die ich mittlerweile ausfindig gemacht habe, und demonstriere vor ihm die Gebärde des Essens. Der zahnlose, schwarzbehaarte Kerl läßt eine Flut von Worten los und deutet schließlich nach hinten.

Auf dem Achterdeck kommt endlich die Erlösung. Die dort promenierende, unheimlich dicke Schiffsärztin im weißen Kittel spricht mich deutsch an. Ich erkläre ihr meine irdischen Gelüste, und sie antwortet lachend: „Da müssen Sie sich erst hier in der Vorratskammer ein Geschirr holen, und dann bekommen Sie in der Mannschaftsküche das Essen."

Grinsend komme ich mit einer riesigen Blechschüssel, einem Becher und dem primitiven Besteck zurück. Die Matrosen empfangen mich schon mit Hallo, und an ihrem gemeinsamen Tische schmecken mir selbst die dickste Bohnensuppe und die alltäglichen Makkaroni. Wein und Käse geben sie mir gern gegen ein paar Zigaretten, und so bin ich so weit wieder mit meinem Schicksal ausgesöhnt.

Sechs Wochen wird das Schiff noch unterwegs sein: durchs Rote Meer nach Südafrika und wieder zurück. Es hat Autos, Maschinen und sehr viel italienischen Wein an Bord, aber nur wenige Passagiere. Auch in Afrika ist der Bedarf an weißen Kolonisten gedeckt. Die Matrosen sind traurig, daß sie jetzt so lange nicht nach Hause kommen. Als wir aber am nächsten Tagee nach Neapel einfahren, stehen alle, die frei haben, an der Reeling und bewundern aufs neue ihre schönste Stadt. Als kritischer Nordländer sehe ich zuerst die langen Textilfabriken, die Torpedoboote und das Kriegsflugzeug.

Karl Moeller.

Versunkene Stadt

Ueber der Patina einer großen Vergangenheit liegt nur noch der bescheidene Glanz des Fremdenverkehrs. Was die Dinkelsbühler ererbt von ihren Vätern haben, erwerben sie mit mehr oder minder geschäftstüchtigem Geschick von den Leuten, die (vielleicht) aus der Geschichte oder (wahrscheinlicher) aus dem Baedeker und der Reklame der Reisebüros wissen: hier ist ein Stück Mittelalter mitten zwischen weiten grünen Wiesen und Aeckern liegen geblieben. Die tausendjährige Geschichte dieser Stadt ist ein paar Jahrhunderte lang lebendigste Wirklichkeit gewesen, machtvolle Wirklichkeit, an der die Stürme des dreißigjährigen Krieges rüttelten, aber sie nicht erschütterten. Dann aber blieb hier die Zeit stehen. Sie ging an den Mauern vorüber, die heute noch das ganze Städtlein umklammern. Die große Verkehrsstraße von Augsburg nach Nürnberg—Würzburg — die Südnordachse der mittelalterlichen Handelspolitik — läuft heute anderswo. Zwar gibt es auch hier eine Eisenbahn, aber sie ist einspurig. Alle paar Stunden fährt ein Züglein mit drei Wagen und einem Dutzend Gästen sehr gemächlich, damit das Gras zwischen den Schienen im Wachsen nicht gestört wird. Fern von allem geschäftigen Tempo der Großstädte unseres Jahrhunderts liegt hier eine Erinnerung an die mancherlei kleinen freien Reichsstädte. Denn Dinkelsbühl war von 1361 bis 1806 souveräner Städtchenstaat, in dem die Zünfte die Monopole ihrer Wirtschaft nicht minder fest in den Händen hatten wie heute die mächtigen Herren der Aktienpakete. Man war damals noch fromm, wenn man zur besitzenden Klasse zählte: mindestens gehörte es zum guten Ton, daß die Weber oder die Gerber einen Altar stifteten, der manchmal ein Kunstwerk war. So stehen in der St. Georgskirche, der schönsten Hallenkirche Süddeutschlands, heute noch jene zünftlerischen Stiftungen, bunt bemalt, mit goldenen Heiligen und steifen Holzfiguren. Mit einem braven hölzernen St. Florian, der naiv und lieb aus einem Kübel Wasser ausschüttet auf das Haus, aus dem die brandrot bemalten hölzernen Flammen hinausschlagen. So steht mitten in der Stadt, gewaltig, aus grauem Sandstein aufgetürmt, das Massiv dieser Kirche, in einem halben Jahrhundert von Vater und Sohn erbaut, im Innern ein überraschend heller Bau, mit riesenhaften Pfeilern, die sich oben über 20 Meter hoch verzweigen — genau so hoch wie die Breite des 77 Meter langen Domes. Und dieses Bauwerk wirkt um so wuchtiger, als es mitten in einer Stadt steht, die, weiß Gott, eine Kleinstadt war und ist. War's der Ehrgeiz der Stadtväter, den Nürnbergern und andern großen Rivalen es nachzutun, wie das kleine Wismar droben an der Ostsee keine Ruhe hatte, bis es das größere Lübeck übertrumpft hatte? Ich weiß es nicht; aber Rivalitäten sind nicht zuletzt der Sporn zu großen Taten.....

Heute freilich... Da sitzt gleich vor dem Dom der brave liebe alte Christoph v. Schmid, dessen harmlose fromme Geschichten man vor nicht allzu langer Zeit der Jugend zu lesen gab, und den man versteht, wenn man an Dinkelsbühl denkt. Und wenn man die Gassen durchschlendert, sieht man enge, kleine Häuser, ein paar Meter breit, aufeinander gedrängt, als habe die Erde nur diesen einen Fleck übrig gelassen. Man schaut in stickige Höfe, in kleine Durchgänge; man schaut dem Handwerker mitten ins Geschäft hinein. Es sind dunkle Löcher zuweilen, und aus den engen Höfen kommt ein dumpfer Geruch von verfaulten Früchten und stehen gebliebenem Abwasser und von all dem, was eine zusammengepferchte Landwirtschaft verrät. Es ist der Odem des Mittelalters, der einem hier aus den Gassen und Höfen entgegenschlägt. Freilich, wer nur die ästhetische Seite sieht, der findet das alles ungemein malerisch; und das ist es auch. Die Häuser, vielfach bunt gestrichen, unregelmäßig nebeneinander geklebt, mit allerlei Fachwerk, die Gasthäuser mit schmiedeeisernen Schildern, deren Ornamentik sich in einen blauen Himmel wundervoll hineinzeichnet, all das ist schön und von einer lebendigen Romantik. Wer dazu noch Sinn für die Geschichte hat, die hier irgendwie stehen geblieben ist, eine Historie aus Stein und Holz, der wird mit einer liebevollen Hingabe diese Bilder in sich aufnehmen.

Aber die Wirklichkeit unserer Tage sieht anders aus. Sie steht mitten in der Stadt und sieht genau so arm aus wie in der jüngsten Gemeinde Deutschlands. Diese herbe Wirklichkeit findet man vor dem Arbeitsamt. Hunderte von Rädern sind aneinandergestoppelt, und hunderte von Arbeitslosen stehen herum. Das ist die moderne Wahrheit dieser Romantik, und daran ändern die mancherlei Autos nichts, die mit fernen Ziffern vor den Hotels stehen. Die Autos fahren weiter, das Arbeitsamt bleibt. Dann sitzen die Bürsten- und Pinselmacher und die kleinen Handwerker wieder in ihren engen, stickigen Stuben. Und die Nachfahren der großen Herren, die Dome bauten und Altäre stifteten, die Zinngießer, die es hier noch gibt, und die Holzdreher sitzen in den kleinen Wirtschaften und politisieren. Es sind zwar Menschen des 20. Jahrhunderts, aber das will wenig besagen. Sie sind zunächst Bürger von Dinkelsbühl. Um ihre Stadt geht heute noch die alte Mauer, und ein Dutzend hoher Türme ragt ringsum in die Höhe, schöne alte Tore, die sich zum Teil in dem Wasser spiegeln, das die Stadt einst trefflich schützte. Diese alte Mauer ist ein Symbol. Sie hat ja keinen Zweck mehr; sie ist nur noch ein schöner und interessanter Rest einer verklungenen Zeit. Ach, nein, so ganz verklungen ist sie nicht, diese Zeit: sie lebt noch in den Köpfen der Menschen fort, freilich nicht in dem Willen, große Taten zu tun, wie einst die Georgskirche eine große moderne Tat war, sondern in jener Stimmung des Abseitigen, der versprengten Bürger, die räsonnieren, weil sie nicht mehr gestalten können. Man soll ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Aus den engen Gassen dieser wunderschönen, zeitfremden Stadt kann der Strom lebendigen Wollens nicht mehr kommen; das gestaltet sich dort, wo die großen, sachlichen Gemeinschaften sich angesiedelt haben, mit Zentralheizung und gemeinsamen, elektrisch betriebenen Waschmaschinen, mit Kinderspielplätzen voll Luft und Licht in den weiten grünen Höfen. Dort wächst die neue Zeit!

Rolf Gustav Haebler.

Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 16

Jetzt hatten sie wahrscheinlich im Kloster zur frommen Minne — er ballte die Fäuste — etwas zu lachen. Schönes Kloster überhaupt! Er hatte von seinen Leuten gehört, wie viel Junker und Herren zur Johannisfeier dort zu Gaste gewesen waren. Da mochte es ja hoch hergegangenn sein . . . Er dachte an den Hagenbacher, wie der gerade zur Unzeit dazu gekommen war. Er wußte, daß Alwig, so verschlossen er sonst auch war, beim Becher ein anderer und redseliger wurde. Ja, ja, es war schon so, es ließ sich nimmer hehlen, was geschehen war!

Seine erste Regung war gewesen: Heim, nur rasch heim, auf den Rappoldstein, wo er der unumschränkte Herr war. Dort wollte er Herzland schon kirre machen. Aber nein, das war auch nicht das Richtige! Er hatte nicht Lust, ständig als ihr Kerkermeister da droben zu sitzen. Und er wußte, wie das Gesinde und ihre eigenen Leute an ihr hingen. Dannn floh sie noch am Ende zu ihrem Buhlen und lachte in dessen Armen seiner ohnmächtigen Wut . . . Am besten war es, er jagte sie mit Schimpf und Schande davon, nachdem er den frechen Einbrecher in seinen Ehegarten unschädlich gemacht hatte. Dann mochte sie auf der Straße verkommen und verderben — ihn ging es nichts mehr an . . .

Aber in all diesem Wüten verklang niemals ganz eine leise, zaghafte Stimme in seiner Brust, die zu fragen versuchte: „Und wenn sie wirklich unschuldig wäre?" — Aber haßerfülltes Mißtrauen und gekränktes Besitzergefühl hatte sich schon zu tief in sein ganzes Sein eingefressen, als daß er dieser Stimme Gehör geschenkt hätte.

Es dämmerte schon stark, als sie gegen das Münstertal zu kamen. Sie hatten mehr Zeit gebraucht, als sie ursprünglich gemeint. In Staufen hatte der Freiherr Nachtquartier machen wollen. Ein paarmal waren sie aber vom Weg abgekommen, hatten suchend wieder auf den rechten Pfad gelangen müssen. Als sie den Weiler Münsterhalden hinter sich gelassen hatten, war es schon ziemlich dunkel. Der Regen begann wieder zu stäuben. Mann und Roß hatten tagsüber fast nicht gerastet, kaum ein paar Bissen aus dem Schnappsack gegessen; kein Wunder, wenn sich die Gangart des Zuges verlangsamte. Und jetzt stockte er mit einem Male ganz.

Egenolf sah sich um. Er war ein paar gute Roßsprünge voraus und hinter ihm standen sie beisammen, wie die Schafe bei einem Gewitter.

Rasch war er neben ihnen. „Los!" herrschte er die Leute an. „Was solls sein? — Wir müssen heut noch nach Staufen hinunter —"

„O, Herr!" sagte sein alter Reitknecht, der ihm zur Seite getrabt war, „wollet selber zusehen —"

Herzland war vom Pferd geglitten; mit Mühe hielt sie sich an dem Sattel des Tieres aufrecht. Sie zitterte wie ein Bäumlein im Sturm — so schüttelte sie das Fieber. Die Männer, die den ganzen Tag über merkten, daß da etwas nicht in Ordnung war — wann hätte ihr Herr sonst die zarte Frau bei Regen und Wind durch die Wälder geschleppt? — standen verlegen umher, verhielten die Rosse, trauten sich aber nichts zu sagen.

„Mit Vergunst, Herr Egenolf", sagte jetzt der alte Reitknecht, den in einer Krankheit Herzland einmal gütig betreut hatte, und dem sie herzlich leid tat. „Heut nach Staufen hinab? Da gehts steil über die Schloßbergleiten hinab — und mein Gaul lahmt allbereits ein wenig. Es möcht ratsam sein, daß wir unter Dach und Fach kämen. Frau Herzland ist krank . . ."

„Sollen wir nach Münsterhalden zurück?" sagte Egenolf unwirsch. Er fühlte sich auf einmal müde, zerschlagen und hungrig.

„Nein, Herr", sagte der Mann und wies nach rechts. „Hier zweigt ein Sträßle ab — einen guten Bogenschuß nur — und wir sind in der Waldschänke. Ist ein Klosterleben — da finden wir leichtlich Unterkunft für die Nacht!"

Egenolf überlegte kurz. Der Vorschlag leuchtete ihm ein. „Also vorwärts!" bedeutete er den Leuten und wandte sein Roß in die angewiesene Richtung. Der Reitknecht half Herzland, die dem Umsinken nahe war, wieder in den Sattel, dann ging es ziemlich langsam, denn der Weg wurde zusehends schmäler und schlechter, dahin.

Auf einmal traten die dunklen Waldwände auseinander. Ein Haus stand da, ein Schuppen daneben — das war die Waldschänke. Und Egenolf erinnerte sich, daß die Frauenabteil Zell hier ausgedehnte Jagdgebiete besaß. Der Wirt, ein Hintersasse des Klosters, hatte die Wirtschaft in Pacht. Als er den Hufschlag hörte, kam er rasch auf den Vorplatz und spähte mit der Hand über den Augen den Reitern entgegen, die jetzt über die Lichtung herankamen. Gleich so viele? Das war ziemlich selten in der abgelegenen Herberge, die eigentlich sonst nur von den Herren und Gästen des Klosters aufgesucht ward, wenn gerade Jagden waren. Kaum, daß sich sonst ein Wanderer oder Pilgrim dorthin verirrte.

Egenolf sprang aus dem Sattel. Er schritt ins Haus, ohne einen Blick auf Herzland zu werfen, die tief auf den Hals ihres Zelters geneigt dasaß. Der alte Reitknecht sprang hinzu, um ihr beim Absteigen behilflich zu sein. Se glitt mit seiner Hilfe aus dem Sattel . . . Dann hielt er eine Ohnmächtige im Arm.

VIII.

Matt und elend lag Herzland eine Woche lang im Fieber. Wie eine Willenlose hatte sie an jenem schrecklichen Morgen alles mit sich geschehen lassen, als sie vom Kloster abgeritten waren, war im leichten Gewand und dünnem Mantel zu Pferd gestiegen, war durchfroren und durchnäßt worden — kein Wunder, daß dies alles, im Verein mit der schweren, seelischen Erschütterung jener Unheilsnacht, sie aufs Krankenlager geworfen hatte. Ihr armer Kopf tat so weh — und die Wunde an der Schläfe brannte genau so, wie ihr ganges Gemüt brannte und schmerzte.

Ganz allein und verlassen lag sie in der engen Kammer der Schenke. Die Wirtfrau brachte ein Töpflein Milch, einen Krug Wasser, strich ihr wohl ein wenig Pfühl und Decken zurecht, aber sonst kümmerte sich niemand um sie. Vor allem ihr Gemahl nicht. Aber das empfand Herzland als Wohltat.

Aber nach acht Tagen ging das Fieber zurück und die Wunde an der blassen Schläfe heilte. Nun konnte sie schon tagsüber auf der altersgrauen Bank sitzen und durch das vergitterte Fensterchen in den sommergrünen Wald hinausschauen. Dort sang die Drossel, die Wildtaube rief und lockte — und Herzland lauschte diesen friedlichen Stimmen, um das Weh in der eigenen Brust zu übertäuben.

Sie konnte es manchmal nicht fassen, nicht begreifen, daß ihr Gemahl, mit dem sie nun seit einem Jahrfünft verbunden war, von dem sie sich geliebt glaubte, nicht ihrer Treue und Minne mehr getraut hatte, als dem Schein, der allerdings gegen sie sprach. Aber wann hatte sie ihm je ein Recht gegeben, an ihr zu zweifeln? War sie nicht mit der ganzen Innigkeit ihres jungen Herzens an ihm gehangen von dem Tage an, an dem er sie, die Verwaiste, als Ehgemahl auf seine Burg geführt hatte?

Einmal hatte sie eine gar fromme und schöne Geschichte gehört aus dem Munde des alten Burgkaplans, der ihr als Kind die Künste des Lesens und Schreibens beigebracht hatte: die Geschichte von der Pfalzgräfin Genoveva von Brabant, die auch unter entehrendem Verdachte gestanden hatte, kaum dem Tode entrann und als Duldnerin in der Wildnis lebend, liebend dem gestrengen Gemahl verzieh, bis die Gnade Gottes sie endlich wieder in Freude und Herrlichkeit zusammenführte.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg